

Ada.

Roman von G. Braddon.

(14. Fortsetzung.)

„Das es durch eine äußerst rührende und romantische Geschichte ins Leben gerufen wird, die mich an eine Liebesidylle erinnert, welche sich kürzlich in Russland zugetragen. Ein junges Mädchen fiel mit sechzehn Jahren ins Wasser und wurde durch einen schönen, kaperen, jungen Mann gerettet. Natürlich war es die alte, ewig neue Geschichte, daß der Lebensretter ihr Herz eroberte; er aber konnte nicht um sie werben, weil er ein Verbrecher war, der vor der Polizei die Flucht ergreifen mußte. Das schwächste der heißen Liebe des Mädchens nicht ab und sie verließ endlich Heimath und Eltern, um dem Fremden zu folgen.“

„Und das Ende von Allem, Mama?“

„Nach langem Suchen fand sie ihn in irgend einer Höhle, gerade, als er im Begriff war, einen Selbstmord zu begehen.“

„Und es gelang ihr, ihn davon abzuhalten? Früher die Einflüsse ihn einem neuen Leben zu?“

„Unförmig, ich habe keine Geduld mit Dir, Laura! Nein, die Sache nahm ein anderes Ende. Die Eltern starben vor Kummer über die ungerathene Tochter, und diese wurde mit ihrem Geliebten nach Sibirien deportirt. Doch, laß uns wieder auf das Fest von Schloß Deverill zurückkommen.“

„Ich weiß nicht, welche Antwort ich der Gräfin Foston geben soll. Sie scheint es sich nun einmal in den Kopf gesetzt zu haben, daß ein glänzender Erfolg die Sache können müsse und schreibt mir, daß auch die Tredegars in Deverill erscheinen würden. Ich wundere mich immer über die Freundschaft zwischen Herrn von Colins und Joan; sie erklärt sich nur damit, daß selbst die klügsten Menschen ihre Hoffnungen zu halten pflegen. Folgen wir der Einladung und kommen wir spät, so werden wir vielleicht verfehlen, der künftigen Schloßherren vorgeführt zu werden, und Du findest möglicherweise Gelegenheit, Dich über diesen Tredegar einigermaßen zu entziehen, was sehr wünschenswerth sein würde.“

„Mama, ich bitte Dich, den Namen Joan Tredegar, wenigstens für den Moment, in unserem Gespräch nicht weiter zu berühren; ich liebe ihn als Kind und werde ihn als reifes Weib erst recht ewig lieben. So nun hast Du mich dazu gebracht, die Wahrheit unumwunden auszusprechen. Um des Himmels willen, treibe mich nicht zum Aeußersten! Ich bin ein Weib, ich bin meine eigene Herrin und werde die Führung meines Lebens auch selbstständig in die Hand nehmen.“

Laura Thorneley sprach mit sanfter Würde; ihre Mutter sah sie scharf an. Das bis nun so nachgiebige Kind war plötzlich ein entschlossenes Weib geworden.

„Dein Vater giebt jeder Deiner Töchter nach“, begann die Gräfin Thorneley in vorwurfsvollem Tone. „Doch nicht, daß ich Dich gewarnt habe.“

„Tränen standen bei diesen Worten in den Augen der Mutter und Laura ging reumüthig auf sie zu.“

„Mama, zürne mir nicht“, sprach Fräulein Thorneley, „wenn Joan Tredegar wirklich so schlecht ist, als man von ihm sagt, dann kann ich ihn ja nicht heirathen, selbst wenn er es wollte; aber ich kann mich auch nie einem Andern vermählen. Nun sage mir, was Du bezüglich des Festes zu thun gedenkst?“

„Dies den Brief der Gräfin Foston selbst; ich vermute, Du wirst dann nach eigenem Ermessen und Gutdünken handeln, unbelümmert um Alles, was ich sagen mag. Ich wollte, wir wären bis zu den großen Ferien in der Stadt geblieben, dann hätten wir all diesen Aufregungen aus dem Wege gehen können, aber Dein Vater ist sehr gedankenlos und Du bist so auf Deine Malerei verfallen.“

Laura Thorneley hörte die Worte der Mutter kaum; sie las inzwischen das Schreiben der Gräfin Foston.

Unter Anderem schrieb diese: „Fräulein Langton ist ein liebes Geschöpf, so frisch und anmüthig wie eine Blume. Ich hörte, wie Herr von Colins sie einmal sein „Alpenveilchen“ nannte. Man kann nicht umhin, sie zu lieben, wenn auch das Dunkel, welches ihre Herkunft umgiebt, Veranlassung zum Nachdenken bietet. Der Pastor ist befriedigt, und Sie wissen, welcher Kleinclauer dieser alte Mann ist. Herr von Colins ist sehr verliebt, und man flüstert sich zu, daß die Hochzeit noch vor Weihnachten stattfinden dürfte. Ein Grund dafür ist, wenn ich nicht irre, die schwächliche Gesundheit der Mutter Fräulein Langtons. Herr von Colins ist ihr sehr zugethan, und gleich nach der Hochzeit wird sie lebendigen Aufenhalt auf dem Schloß nehmen.“

Es ist ein seltener Glücksfall für die Leute! Je näher man Colins kennen lernt, desto angenehmer findet man ihn. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich ihn einen tollkühnen Pedanten nannte, nun aber finde ich ihn einen todeslosen Ghebrannten, großmüthig, warmführend in seine große Blume verliebt. Gott im Himmel, da habe

ich Dir schon acht Seiten geschrieben. Send mir bald Nachricht. Ich rechne in jeder Hinsicht so sehr auf Deinen Beistand.“

„Nun, was sagst Du zu diesem Schreiben?“ fragte die Gräfin Thorneley, nachdem die Tochter es aus der Hand gelegt.“

„Ich würde gerne gehen, Mama. Wie Du ganz richtig sagst, ist es eine gesellschaftliche Pflicht. Fräulein Langton scheint ein nettes Mädchen zu sein und Guido Colins ist geradezu reizend. Ich bewundere seinen Muth, seine Männlichkeit, seine vollständige Indifferenz gegen das Urtheil der Welt.“

„Nun, meinetwegen denn, so nehmen wir Cecilias Einladung für uns Beide an und ich vermute, daß wir uns bemühen werden, neue Töchter zu haben, da es eine so große Aufgabe werden soll. Am zwanzigsten Juli, sagst Du, wird das Fest veranstaltet? Nun, da haben wir ja noch längst Zeit und können auch einige Tage zur Stadt fahren, um alles Nöthige zu besorgen. Wie selbstmüthig es doch, wenn dieses schlichte Fräulein Langton die Königin des Festes werden sollte! Cecilia sagt, sie sei ein hübsches, weiß und rothes Mädchen; ich kenne die Gattung Frauen.“

„Nein, Mama, die Gräfin sagt das nicht. Fräulein Langton hat Haare wie lauterer Gold und braune Augen; ihre Schönheit ist von einer ganz eigenthümlichen Art.“

„Das Haar mag von Gold sein, aber sie besitzt kein Gold“, entgegnete die Gräfin lachend, „und deshalb ist diese Heirath ebenso thöricht als jene Geschichte, von der ich Dir erzählte.“

„Es war eine schöne Geschichte, Mama, nur weiß ich, daß Du einen unrichtigen Schluß daran gemacht. Ich habe die Geschichte auch gelesen, ich bin darüber im Klaren, daß das Mädchen den Geliebten fand, daß er kein Verbrecher, sondern ein politischer Flüchtling war, und daß, nachdem der Ehemann von Allem Kenntniß erhielt, er ihm verziehen hat. Er ist ein Edelmann gewesen, Mama, und sie heiratheten einander in der großen Kathedrale in Warschau.“

27.

Der Monat Juli war der brennendsten Sonnengluth des Juni gewichen. Colins und seine Braut hatten so viel von der Liebe und von der Zukunft gesprochen, daß sie schließlich immer nur das, was sie wußten, sich wiederholen konnten. Der Hochzeitstag war noch nicht endgiltig bestimmt, aber für Colins stand es fest, daß die Vermählung stattfinden müsse, bevor das Jahr zur Reize gehe, und Frau Langton war mit ihrem Vorschlage einverstanden. Was konnte Ada dazu sagen? Ihr Verlobter war so ebel, so großmüthig. Zuweilen verblüffte sie der ernste Blick, welchen er auf sie richtete, und mehr denn einmal hörte sie einen stillen Seufzer von seinen Lippen. Gedachte er jenes unglücklichen Zusammenstehens am Tage des Viduic's, jener Begegnung mit Joan Tredegar noch? — Nicht wahrscheinlich; denn er schien mit dem jungen Manne wieder ganz gut Freund zu sein. Dieser hatte um Entschuldigung gebeten und Alles war ausgefallen; es war wohl so am besten. Seit dem Tage des Viduic's hatte Ada Joan nur in einiger Entfernung gesehen. Er hatte sich vor ihr verneigt, aber es war kein weiteres Wort zwischen den Beiden gesprochen worden.

Zwei Wochen schritten noch auf das projectirte große Fest. Der Gedanke an dasselbe bereitete Ada nur geringe Freude. Die Auslagen, welche es mit sich brachte, würden ungeheuer sein und ihre Mutter war so arm. Colins hatte darauf bestanden, daß eine fashonable Modistin aus London komme, er war bereit, den größten Preis zu bezahlen, damit sein Alpenveilchen die Königin des Festes werde, wie er lächelnd ein um das andere Mal versichert.

„Es werden aber viele schöne Damen da sein“, meinte Ada; „ich habe in den Tagesblättern schon oft von der Schönheit des Fräulein Tredegar gelesen und auch sie selbst gesehen.“

„Sie vertritt den Vergleich mit meinem Liebling nicht, wenn sie auch eine schöne, edle Erscheinung ist — Du aber, Ada, Du bist meine Königin.“

„Die Geschwister Tredegar sehen sehr vornehm aus“, meinte Frau Langton. „Ich bin dem Bruder jüngst zu wiederholten Malen im Dorfe begegnet.“

„Colins runzelte die Stirn.“

„Ja, Joan ist schön, ist feffelnd und er weiß es auch“, erwiderte er kurz, sich im Stillen die Frage stellend, weswegen denn nur alle Frauen so blind seien, wie es komme, daß man Joan Tredegar nicht als das erkennen, was er thätlich war, als einen fessellosen Schmetterling.“

„Die Auslagen, welche Du für mich hast, sind so groß“, warf Ada zum zwanzigsten Male ein. „Du thust so viel für mich! Ich habe all das noch nie so recht überlegt bis jetzt.“

„Und was hast Du dagegen einzu-

wenden, wenn es mir Vergnügen macht? Du bist übrigens nicht so arm, als Du glaubst, weder Du noch Deine Mutter. Ihr habt ein kleines Nest, wo Ihr geboren seid. Eines Tages wird Dir Mama Alles erzählen.“

„Ada warf einen fragenden Blick in das bleiche Antlitz ihrer Mutter.“

„Dein Vater ist ein reicher Mann gewesen, Liebings“, fuhr Colins fort; „ich habe Nachforschungen angeestellt und es wird der Tag kommen, an dem Du über große Reichthümer verfügst, verlaß Dich darauf. Das ist Alles, was wir bis jetzt wissen; aber es möge Dir genügen, Liebings.“

Das Brautpaar schritt in den sonnigen Garten hinaus. Frau Langton sah in einem Sorgenstuhl am offenen Fenster, Colins Worte hatten sie einigermassen erregt; er sprach noch mit Ada, sie hörte seine ernste Stimme und sah, daß ihre Tochter mit gekanntem Blick neben ihm herging.

„Das Geheimnißvolle von Deinen Andeutungen quält mich“, sprach das junge Mädchen. „Mama hat niemals die leiseste Anspielung gemacht, daß wir Geldbesitzer.“

„Es hat es kürzlich erst selbst erfahren. Ich glaube, Du solltest Dich dessen freuen und ein für allemal die Besorgniß aufgeben, von meiner Güte abhängig zu sein. Wie oft haben wir uns gegenseitig unseres bündigen Vertrauens verfehrt! Uns kümmert es nicht, was die Welt sagt, wir stehen doch über derselben.“

Das Brautpaar setzte ganz mit sich selbst und seinem Glücke beschäftigt seinen Spaziergang fort; es verlief den Garten und ging ganz tief in den Wald hinein. Plötzlich trennte ein Mann ihren Pfad, der vor Guido ein Hut löste, dabei das Mädchen unverwandt anstarrte und dann hinter den Beiden stehen blieb, ihnen, solange er sie nur irgend sehen konnte, mit den Blicken folgend.

„Wer ist dieser Mann, Guido? Er hat mich so scharf angesehen, daß es mir durch Mark und Bein gegangen ist.“

„Ein Herr Redmann aus Perrin, so viel ich weiß, ein Geldverleiher, er ist ein seltsamer Mann; ich gab mir alle Mühe, ihn nicht leiden zu können, aber ich bin mit meinem Vorhaben gescheitert.“

„Sie bögen um die Wegede und entschwandten so den Blicken Redmanns.“

„Er sucht mir auszuweichen, wo er kann“, flüsterte dieser. „Woran liegt es nur, daß mich so wenig Leute mögen? Daß ich allgemein für einen harten, graufamen Menschen gelte? Wenn ich es bin, so haben mich die Verhältnisse dazu gemacht.“

Er athmete schwer, denn sein Herz pochte mächtig. Vor der Gitterpforte, welche in Frau Langtons Garten führte, blieb er stehen. Einem Diebe gleich drückte er sich in eine Ecke. Welch tiefe Stille ihn umgab! Das Rauschen der Wellen drang vom Strande herüber. Die weißen Segel einer Yacht zeigten sich am Horizont.

„Tredegars Yacht“, murmelte Redmann vor sich hin. „Der Burlesk ist wohl verrückt! Um seines Vaters und seiner Schwester willen werde ich auf meine Ansprüche verzichten.“

Im nächsten Augenblicke hatte er alles vergessen, bis auf die Thatfache, daß er vor Frau Langtons Haus stand, denn eine leise Stimme schlug an sein Ohr, welche ein Lied sang, das er vor langen Jahren vernommen. Er blickte jetzt im Geiste in die Vergangenheit zurück, er unterdrückte mit Mühe einen schluchenden Laut, that rasch ein paar Schritte nach vorwärts, blieb aber dann doch wieder unentschlossen stehen.

„Sie gedenkt jetzt meiner, der lieben, längst vergangenen Tage am Strande von Zedbar. Ich habe mir erzählen lassen, daß sie grenzenloses Herzleid hat, meine theure, engelgleiche Elsa. Möge der Himmel mir verzeihen, wenn ich ein Unrecht beging, indem ich nicht offen hervorgetreten bin.“

Redmann schien einer plötzlichen Eingebung Folge zu leisten, denn mit raschen Schritten eilte er durch den Garten in die Vorhalle und trat von dieser aus in das Wohnzimmer, an dessen Fenster er Frau Langton hatte stehen sehen. Wie bleich, wie zart sie doch ausah! Es schnitt ihm tief ins Herz; er seufzte schwer auf, und erst jetzt bemerkte sie seine Anwesenheit und wandte sich ihm lebhaft zu.

„Elsa, Geliebte! Mein Weib!“

Frau Langton starrte ihn unverwandt an; sie war bis in die Lippen bleich geworden, sie streckte die Arme aus, und ehe sie wußte, wie ihr geschah, sank sie halb bewußtlos zu Boden.

28.

All das hatte sich in wenigen Augenblicken zugetragen. Georg Redmann hob sie in seinen Armen empor, bettete sie auf dem Diban und legte eine Hand auf ihr Herz; es pochte ganz leise. Als er unzählige Male das selbe Antlitz gelüth, schlug sie endlich wie aus langem Schlaf erwachend die Augen auf.

„Franz“, flüsterte sie, „bist Du denn wirklich da?“

„Er nahm an ihrer Seite Platz; es war, als ob er seine Blicke nicht hingewenden können von dem theuren Antlitz.“

„Elsa, liebe Elsa“, flüsterte er, indem er wie in längst vergangenen Zeiten gärtlich über ihr Haar strich. Ihm war so Muth, als seien die zwanzig Jahre nicht gewesen, als sei er der glühende Liebhaber, welcher damals war, und sie das Mädchen, das sich ihm ganz und vollständig hingab.“

„Elsa“, sprach er nach kurzer Pause, „ich konnte mich nicht fern von Dir, ich wußte, daß Du krank seist und habe Alles aufs Spiel gesetzt, um zu Dir zu kommen. Weißt Du, daß ich seit Jahren über Dich wache, aber um Deinetwillen und wegen des Kindes es nicht wagte, mich zu erkennen zu geben? Ich durchlebte Zeiten, in denen ich von einem neuen Leben in der Ferne träumte, aber all das ist jetzt vorbei.“

„Sie lautete halb betäubt seinen Worten.“

„Du weißtest in meiner Nähe, Franz? Ich verfolge Dich nicht, und fast fürchte ich jetzt noch von einer Minute zur anderen, aus einem beseigenden Traume zu erwachen, der mir darthut, daß es nichts als Gaudelenspiel meiner Phantasie, wenn ich glaube, Dich vor mir zu sehen.“

„Nein, Geliebte, das ist kein Traum. Ich bin so sehr verändert, daß ich mich nicht erkennen kann, wenn Du mich nicht erkennst. Mein Haar ist gebleicht und der Bart verblüht vollständig die Züge jenes Franz North, den Du vor zwanzig Jahren gekannt. Ich bin jetzt Georg Redmann, die Finanzgröße von Perrin.“

„Er lachte bitter auf und fügte dann in fragendem Tone hinzu: „Hast Du je an meine Schuld geglaubt, Elsa?“

„Kannst Du das annehmen, mein theurer, edler Gatte?“ forschte sie, indem sie sich innig in seine Arme schmiegte.

„Die Grausamkeit des Schicksals hat mich auch graufam gemacht. Ich bin vielleicht feig gewesen, weil ich meinen Richtern nicht entgegentrat, aber der Schein sprach gegen mich. Wie glücklich und hoffnungsvoll ich an jenem Tage gewesen, an dem ich doch glaube, mit Jarvis Alles auf friedlichem Wege ins Reine zu bringen. Er leistete den Eid, daß er mich zu Grunde richten wolle, Elsa, aber trotz alledem hatte ich es nicht darauf abgesehen, auch nur ein Haar auf seinem Haupte zu trimmen. Mir schwindelt noch jetzt der Kopf, wenn ich an die Vergangenheit denke. Die Welt erklärt, daß ich schuldig sei, es ist aber unrichtig gewesen! Laß mich Dir erzählen, wie Alles so gekommen: Ich fuhr nach Amerika. Bevor wir New York erreichten, kamen schon Detektivs mit dem Piloten an Bord; aber kein Verdacht hatte sich auf mich gerichtet. Man suchte nach Franz North, und seiner Menschenfelle fiel es ein, daß ich es sei. Ich fürchtete mich davor, Dir zu schreiben, denn ich wußte, daß Du unter steter Bewachung stehen werdest. Ich betete immer für Dich und war von der Ueberzeugung getragen, daß der Himmel schließlich mein Gebet erhöre. Ich hatte einen Traum, und derselbe wurde zum glühenden Wunsche, zum Entschlusse, den nichts mehr zu befehlen oder zu unterdrücken vermochte. Ich wollte für Dich Geld erwerben und träumte liebende Gedanken von einem Heim, das ich in einem erlegenen Erdemwinkel später finden könne.“

„Er hielt inne und blickte ihr abermals tief in die Augen.“

„Ich begab mich nach Kalifornien“, fuhr Franz North in seiner Erzählung fort. „Ich wurde Miner, Goldgräber. Jahre hindurch rangen mein Vatter und ich mühselig nach einer halbwegs erträglichen Existenz. Meine Träume begannen zu schwinden, und ich fing an zu glauben, daß ich mein Weib nie mehr im Leben sehen würde. Beiläufig um diese Zeit hörte ich von einem großen Schatz, der in einem der unwirksamsten Landstriche von Südamerika im Schooß der Erde ruhen sollte. Solche Gerüchte schweben oft in der Luft und haben schon Menschen in den sicheren Tod getrieben. Ich wußte es und gab trotzdem der Geschichte Gehör; es war die einzige Möglichkeit, welche sich mir bot, das Ziel vielleicht doch noch zu erreichen, welches ich anstrebte. Hörst Du meinen Worten zu, Geliebte?“

„Sie hob ihr thränenüberfluthetes Antlitz zu ihm empor und flüsterte eine Bejahung.“

„Ich höre jedes Wort, es klingt wie Musik in meinen Ohren.“

„Nun denn, ich ließ mir von jenem Landstrich erzählen, ich sammelte Ausrüstung, so viel ich nur erhalten konnte, und eines Tages machten wir, sechs starke Männer, uns auf den Weg der Forschung. Ich war der Anführer, aber ach — nur zwei von uns lebten zurück! Nach einer langen, ermüdenden Reise erreichten wir endlich den Wald, in dem der Schatz zu finden sein sollte, indem wir uns mit der Art erst einen Weg durch das Dickicht hauen mußten. Die Luft war schwer und heiß, und wir hatten Tage anstrengender Arbeit, Tage der Noth und Entbehrung durchzumachen. Zwei unserer Genossen erkrankten tödtlich und starben an Erschöpfung. Zwei Andere erlagen den Strapazen ebenfalls, als das Ziel nahezu erreicht war. Endlich fanden wir vor der Stelle, an der wir unsere Grabarbeit beginnen sollten, und richtig, das Resultat, welches wir erzielten, übertraf bei Weitem unsere kühnsten Erwartungen, Schmutzgegenstände von unermeßlichem Werth waren es, die vielleicht Jahrhunderte früher dem dunklen Schooß der Erde anvertraut worden waren. Sieh! Dir diesen Vorkanting an, phantastisch, bizarr, inwendig mit Hieroglyphen bezeichnet, die man nur mit dem stärksten Vergrößerungsglas zu sehen im Stande ist, auch ihn fand ich bei jener Grabarbeit.“

„Er steckte den Ring an den Finger seiner Frau und diese betrachtete ihn lächelnd.“

„Laß uns hoffen“, fuhr er fort, „daß dieser Ring Dir, Geliebte, volle

Gesundheit wiedergeben wird; denn mit mir ist ein Talisman von der Stunde an, da ich ihn zuerst entdeckte. Verlang' an dich von mir, daß ich Dir noch weitere Schilderungen mache von jenen entzücklichen Gegenständen oder von der Heimfahrt. Wir trafen endlich in New Orleans ein, ich mit gestörter Gesundheit, mit gebleichtem Haar, so wie Du es jetzt siehst; aber ich war ein reicher Mann, ich träumte von England und von einem Weibe. Ich schrieb Dir einen vorsichtigen Brief, welcher an Fräulein Langton gerichtet war; ich dachte, daß Du ihn verlesen würdest, denn Leben und Freiheit galten mir zu jener Zeit viel.“

„Ich habe den Brief nie erhalten, Franz.“

„Das habe ich mir später gedacht; aber lange wartete ich auf Antwort, dann fürchtete ich plötzlich, daß Du todt sein könntest. Ach, Elsa, ich verlor fast alle Lebenshoffnung. Ich schreibe nach England zurück, fest überzeugt, daß Niemand mich erkennen werde, weil zu viele Jahre vergangen seien und ich ein alter Mann geworden. Ich begab mich nach Zedbar und hörte dort die Geschichte Deiner Qualen und meines vermeintlichen Verbrechen.“

„Man erzählte mir, daß Du fortgegangen seist, um die Geschichte Deines Unglücks in der Ferne zu verbergen, und daß Du ein kleines Kind mitgenommen. Der Wirth des kleinen Ortsgasthauses machte mir diese Mittheilung, ich glaube, er muß mir den Schreden vom Gesicht ablesen haben; ich dachte, daß er mich erkennen werde, aber es war nicht der Fall. Wochenlang blieb ich in London verborgen, suchte nach Weib und Kind — vergeblich.“

„Wieder trich er liebend über ihr Haar, wie in den alten, längst entschwundenen Tagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Weltmeer-Konkurrenz.

Schon das Wort des ersten Napoleon: „Der Große Ozean das Mittelmeer der Zukunft“ hat die Verwirrung hervorgerufen. Gewiß könnte der Große Ozean das Mittelmeer der Zukunft, also das Meer werden, um das sich das Leben und Wehen der bewohnten Erde in der Hauptsache dreht und bewegt, wenn er nur einigermaßen die natürlichen und künstlichen Bedingungen für eine solche glückliche Zukunft besäße. Eben diese Bedingungen sind es, die nur zu leicht übersehen oder auch nicht erkannt werden. So ist auch das von Marquis Ito geäußerte Wort: „Der Mittelpunkt der Weltgeschichte bewegt sich unabänderlich dem Stillen Ozean zu“, mit dem sich besonders die Japaner so gern als Illustration ihrer wachsenden Macht schmücken, weder historisch noch tellurisch gut gedacht. Nögen in Zukunft auch einige Schlachten der Weltgeschichte in den ostasiatischen Gewässern zum Austrag kommen, mag sich in Ostasien ein wichtiges Produktions-, vielleicht der Welt das Industriezentrum entwickeln, immer wird der Schwerpunkt des Lebens, des Handels und Handels unseres Erdballs im Atlantischen Ozean liegen.

Von den beiden ungeheuren Wasserflächen hat der Atlantische Ozean die glücklichere Gestalt voraus. Seine Ufer sind wie bei einem „Tale“ oder einem Flußlauf fast gleich weit voneinander entfernt, durchschnittlich 3000 Meilen; die Küsten des Pazifischen Ozeans hingegen stehen einander und sind bis am weitesten voneinander entfernt, wo gerade ihre Annäherung am erwünschtesten wäre. Die Entfernung von Panama bis zur hinterindischen Küste beträgt 180 Grad, das heißt den halben Erdumfang oder rund 12.500 Meilen. Die Inseln des Großen Ozeans können bei ihrer Bedürfnisarmut und geringen Produktionskraft die auf Verkehrs, Handel und Ansiedlung bezentrierende Wirkung der großen, plumpen Wasserfläche nicht befehen.

Das Gebiet des Atlantischen Ozeans ist von der Natur zu einer größeren und vollkommenen Einheit als das des Pazifischen Ozeans geschaffen worden. Süd- und Nordamerika, Europa und Afrika blicken sich nach dem Atlantischen Ozean an; die großen fruchtbaren Tieflandbuchten öffnen sich ihm. Nur einen schmalen Streifen hat der gesamte amerikanische Kontinent für den Großen Ozean übrig; trotz aller künstlichen Verbindungen dreht er doch diesem Meere den Rücken zu. Die großen fruchtbaren Ostasien haben wohl ihre Basis an den pazifischen Gestaden, aber sie sind kein jungfräulicher Boden, wie er von den Europäern in Amerika angetroffen wurde; er ist ein uralter Kulturboden und der Nährboden einer unheimlich dichten Bevölkerung die infolge ihrer jahrhundertlang entwickelten Bedürfnislosigkeit und Lebensfähigkeit und infolge ihrer Armut schwer an europäische Bedürfnisse zu gewöhnen ist.

Die atlantischen Wirtschaftsgebiete wachsen wie beim alten Mittelmeer immer inniger zu einer Lebensgemeinschaft zusammen. Eine gegenseitige und allgemeine Ergänzung ist angebahnt; die wirtschaftliche Gesamtfriedigung dieser Lebensgemeinschaft ist als gesichert anzusehen. Die Weltwirtschaft des großen atlantischen Meeresgebietes durchdringt im Sinne einer einzigen Lebensgemeinschaft unaufhaltsam, unbezwinglich selbst die politische Schranke. Schon äußerlich

giebt sich dieß durch den westerbernden und westerbernden Siegeszug des Eisenbahns, Telegraphen-, Kabel-, des Land- und Wasserstraßenverkehrs.

Im Gebiet des Atlantischen Ozeans findet die größte Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte der Erde statt. Für das Meeresgebiet selbst zeigt sich das am deutlichsten in dem Verkehr, der sich über den breiten Rücken des Ozeans dahinbewegt. Von der gesamten Welthandelsflotte, die gegenwärtig über 47.000 Fahrzeuge mit 26 Millionen Registertonnen netto verfügt, sind im Atlantischen Ozean allein 45.000 Schiffe mit 25 Millionen Registertonnen beheimatet; unter diesen Fahrzeugen waren rund 18.000 Dampfer und 27.000 Segler.

Der Atlantische Ozean ist das erste Verkehrsgebiet der Erde. Indischer und Großer Ozean zusammen sind das zweite Verkehrsgebiet. Der gesamte Weltverkehr der beiden Seeverkehrsgebiete verhält sich wie 500 Millionen Registertonnen netto zu 150 Millionen Registertonnen netto oder wie 10:3. Wenn man die Häfen nach der Schiffsbelegung der ein- und auslaufenden Dampfer und Segler in Riesenverkehrshäfen (über 10 Millionen Registertonnen netto Schiffsbelegung), Großverkehrshäfen (3 bis 10 Millionen Registertonnen), Mittelverkehrshäfen (1 bis 3 Millionen Registertonnen) und Kleinverkehrshäfen (unter 1 Million Registertonnen) gruppiert, so giebt es auf der Erde gegenwärtig 12 Riesenverkehrshäfen. Von diesen 12 Häfen entfallen 9 auf die atlantischen Küsten: London, Hamburg, Antwerpen, Liverpool, Cardiff, Rotterdam, Marseille, Konstantinopel und New York; und 3 auf die pazifischen Küsten: Singapur, Schanghai und Hongkong. Die europäischen Riesenverkehrshäfen bewältigen einen Verkehr von 150 Millionen Registertonnen, die pazifischen einen Verkehr von 42 Millionen Registertonnen. Die 33 atlantischen Großverkehrshäfen und die Mittelverkehrshäfen bewältigen über 250 Millionen Registertonnen, die entsprechenden Verkehrsgebiete des indisch-pazifischen Gebietes nur 100 Millionen Registertonnen. Die Kleinverkehrshäfen spielen für den Weltverkehr keine ausschlaggebende Rolle.

Der gesamte Seeverkehr umfaßt auf den Haupttrouten 44 Millionen eingehende und 45 Millionen ausgehende Registertonnen wirtlich transportierter Güter. Die nordatlantische Route, die den europäischen Westen mit dem nordamerikanischen Osten verbindet, umfaßt allein über die Hälfte des ein- und ausgehenden Verkehrs sämtlicher Welttrouten, eine Tatsache, die selten richtig erkannt wird. Und auf den transpazifischen Routen, die Nordamerika mit Ostasien verbinden, werden insgesamt nur eine halbe Million Registertonnen transportiert.

Die Weltmeere haben außer der pazifischen Seite, den Verkehr zu erleiden, noch eine ansehnliche aktive Seite. Sie greifen direkt in das Leben der Völker ein, indem sie Nahrungsmitel, Schmutzgegenstände und industriell verarbeitete Rohstoffe liefern; sie erhalten dadurch geradezu eine hervorragende wirtschaftliche Bedeutung. Ein Ueberblick über die Seefischereien der Erde lehrt, daß auch in dieser wirtschaftlichen Bedeutung der Atlantische Ozean weit über den anderen Weltmeeren steht. Ihm reißt sich in größterem Abstände der Große Ozean an. Die wirtschaftliche produktive Seite des Indischen Ozeans ist gering. Der Wirtschaftswert der einzelnen Ozeane nach ihrer Produktion festzustellen, ist wohl nur in ganz allgemeinen Umrissen möglich, aber immerhin kann man eine halbwegs richtige Weltverteilung gewinnen. Der Weltbetrag an Fischproduktion ist auf reichlich eine Viertelmillion Dollars abzuschätzen; davon entfallen auf den Atlantischen Ozean sieben Zehntel, auf den Großen Ozean etwa drei Zehntel und auf den Indischen Ozean kaum ein Hundertstel. Die Fischmenge des gesamten Fischfanges der Erde beträgt rund vier Millionen Tonnen; sie verteilt sich auf die einzelnen Ozeane ähnlich wie die eben angegebenen Werte. Allüberall zeigt sich, daß Weltwirtschaft und Weltverkehr vorwiegend im Atlantischen Ozean liegen. Wenn sich auch verschiedene Wirtschaftsfaktoren aus den pazifischen und Großen Ozeans verschieben werden, so wird doch der Atlantische Ozean sein unterschiedenes Uebergewicht als Wirtschaft- und Verkehrsgebiet der Erde bewahren; und die Dauer dieses Uebergewichts ist in der Größe und Gestalt, in der tellurischen und historischen Entwicklung des Atlantischen Ozeans und seiner Randgebiete und damit der großen Anzahl der an ihm liegenden und ihn beherrschenden Großmächte und Großhandelsstaaten der Erde begründet. Für unseren Erdball wird eben der Große Ozean das Weltmeer par excellence bleiben, der Indische Ozean das dorthersichtige Zwischenglied und der Atlantische Ozean das Weltmittelmeer, an dessen wirtschaftlicher und handelspolitischer Ausgestaltung zu arbeiten der Erde, soweit sie globalisiert ist, die meisten und dankbarsten Aufgaben vorbehalten sind.

„Warum geht dein Vater stets zu den schredlichen Zauberspielen in die Theater?“ — „Er ist kahlköpfig, und man sagt, bei jenen Stücken stehen einem die Haare zu Berge.“